

3. Antike und Mittelalter

KLAUS PETER KIRSTEIN: Die lateinischen Patriarchen von Jerusalem. Von der Eroberung der Heiligen Stadt durch die Kreuzfahrer 1099 bis zum Ende der Kreuzfahrerstaaten 1291 (Berliner Historische Studien, Bd. 35: Ordensstudien, Bd. XVI). Berlin: Duncker & Humblot 2002. 683 S. Kart. € 88,-.

Nach der Eroberung Jerusalems 1099 im Rahmen des Ersten Kreuzzuges kam es im Heiligen Land zur Ausbildung einer lateinischen Kirchenstruktur. Betroffen war auch das Patriarchat von Jerusalem, das bisher traditionell durch griechisch-orthodoxe Christen besetzt war. Dies schuf in der Folge erste Konfliktpunkte, denn es wurde die alte Idee der Pentarchie der fünf Patriarchate (Rom, Konstantinopel, Antiochia, Alexandria und Jerusalem) berührt. Die vorliegende Arbeit skizziert in den einleitenden Kapiteln kurz diese verschiedenen Probleme, die sich im Laufe der Kreuzfahrerstaatenzeit (1099–1291) immer wieder neu akzentuierten. Wichtige Einschnitte waren insbesondere die Daten von 1187 mit dem Verlust Jerusalems, die Errichtung des so genannten Kaiserreiches im Zuge des vierten Kreuzzuges (1204), die kirchenrechtliche Neubestimmung der Patriarchate und anderer Kirchenstrukturen auf dem vierten Laterankonzil von 1215 sowie schließlich der Verlust des Heiligen Landes. Die lateinischen Patriarchen standen entsprechend im Spannungsfeld zwischen den Königen von Jerusalem, den religiösen Institutionen im Heiligen Lande, den verschiedenen politischen Kräften in Outremer sowie des Papsttums. Hieraus ergaben sich immer wieder die konkreten Fragen, wie und in welchem Maße Legationen nach Westen stattfanden, ob Konzilien besucht wurden, wie stark Unterstützung für die Sache des Heiligen Landes gesucht wurde und wie die Patriarchen mit den Königen zusammen arbeiteten oder gegeneinander wirkten.

Ein differenziertes Urteil zu diesen Fragen hängt maßgeblich von den jeweiligen Personen auf dem Patriarchenstuhl ab. Sie werden im Hauptteil dieser Arbeit einzeln vorgestellt (Kapitel C, S. 91–447). Kirstein bedient sich der prosopographischen Methode und behandelt 14 Patriarchen von 1099 in Bezug auf ihre Herkunft, ihre persönlichen Verflechtungen und ihr politisches Wirken. Diese Patriarchenreihe bricht mit dem Jahr 1214 ab, auf diese Inkongruenz mit dem Titel ist schon an anderer Stelle hingewiesen worden. Dies beschränkt die Arbeit de facto auf die Zeit etwa bis zum vierten Laterankonzil. Die Skizzen können hier nicht im Einzelnen kritisch diskutiert werden, sie sind sicherlich zum Nachschlagen nützlich, erscheinen zuweilen allerdings sehr dezidiert in der Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung. So werden die Ergebnisse Michael Matzkes, der zu Daibert von Pisa eine neuere Studie verfasst hat, relativ apodiktisch abgelehnt (S. 135ff.), ohne dass hierfür ausreichende Begründungen geboten werden. Auch im zusammenfassenden Teil wertet der Verfasser vielfach ohne Nachweis (S. 470, 472, 473, 493). Sieht man von diesen etwas überspitzten Bemerkungen ab, so bietet der Verfasser durchaus ein nützliches Material.

Bei der Lektüre der Zusammenfassung gewinnt man im Übrigen den Eindruck, dass die Arbeit durchaus ursprünglich bis 1291 angelegt war, dieses Vorhaben jedoch vielleicht aus arbeitsökonomischen Gründen aufgegeben wurde. Jedenfalls schließen die Überlegungen zur Stellung des Patriarchates immer wieder das 13. Jahrhundert ein. Dies betrifft auch die literarische Tätigkeit der verschiedenen Patriarche (S. 504ff.). Über das Ansehen mancher dieser Patriarchen im Westen könnte noch weitergearbeitet werden, so wurde z.B. dem Patriarchen Wilhelm ein Gedicht im Liber Sancti Jacobi zumindest zugeschrieben (ed. K. Herbers, M. Santos, S. 134). Solche und andere Notizen deuten darauf, welche Bedeutung die Patriarchen nicht nur für die Könige von Jerusalem oder in einer späteren Phase für das Papsttum, sondern überhaupt im christlichen Westen erlangten.

Klaus Herbers

LUDGER KÖRNTGEN: Königsherrschaft und Gottes Gnade. Zu Kontext und Funktion sakraler Vorstellungen in Historiographie und Bildzeugnissen der ottonisch-frühsalischen Zeit (Vorstellungen des Mittelalters, Bd. 2). Berlin: Akademie-Verlag 2001. 540 S., 52 Abb. Geb. € 64,80.

Das sakrale Königtum der Ottonen und frühen Salier ist unter ideengeschichtlichen Aspekten schon oft behandelt worden; im Rahmen seiner Habilitationsschrift untersucht Körntgen nun die

Bedeutung sakraler Vorstellungen für die Herrschaftspraxis. In der Einleitung (S. 11–29), die wie üblich Forschungsstand, Fragestellung und Methodik darlegt, überlegt der Verfasser beispielsweise, ob diese Sakralität ein exklusives Machtmittel darstellt, das sich auf das Königtum beschränkt, oder ob es nicht selbst Teil eines Spiels ist (in Anlehnung an Gedanken von Gerd Althoff) »und Teil seiner Regeln, damit aber auch der herrscherlichen Verfügbarkeit zumindest partiell entzogen« (S. 14). Da wir es im Frühmittelalter allgemein mit einer Sakralisierung aller Lebensbereiche zu tun haben, sei zu fragen, ob der Sakralisierung des Herrschertums nicht eine gewisse Selbstverständlichkeit zukommt (S. 27). Tritt dabei die »sakrale Prerogative« des Herrschers eher hervor oder eher zurück? Als Hauptquellen zieht Körntgen die vornehmlich in liturgischen Handschriften überlieferten Herrscherbilder heran, weil sie »eine herausragende Rolle in der aktuellen Diskussion um die sakrale Prägung des ottonischen Königtums spielen« (S. 28) und betrachtet diese im allgemeinen Zusammenhang der Memorial-Überlieferung, gewissermaßen als Spiegel sakraler Vorstellungen. Die zweite große Quellengruppe ist für Körntgen die zeitgenössische Historiographie. Diese Quellen werden daraufhin untersucht, ob sie gemeinsame Vorstellungen zum Ausdruck bringen oder eher solche verschiedener Gruppen und Individuen.

Wie geht der Verfasser im Einzelnen vor? Das Buch insgesamt ist in zwei Teile eingeteilt, deren erster die Funktion sakraler Vorstellungen und Deutungsmuster in der ottonisch-frühsalischen Historiographie untersucht (S. 31–160). In einer methodischen Vorüberlegung (S. 31–53) wird dabei die *Causa scribendi* (»eine bisher übersehene Dimension der Quellenkritik«, S. 53) herausgestellt, und zwar grundsätzlich im Sinne eines »Paradigmenwechsels«: weg von rein ideengeschichtlichen Zusammenhängen und abstrakten Legitimationsproblemen und hin zur konkreten Pragmatik der Texte. Dabei werden in Unterkapiteln die bekannten Geschichtsschreiber jeweils näher analysiert (Liudprand von Cremona, Hrotsvit von Gandersheim, Widukind von Corvey, die Mathildenviten, Thietmar von Merseburg, Wipo) und die eigene Sicht der Dinge gegenüber der bisherigen Forschung ausgebreitet: Herrschernähe mittelalterlicher Autoren bedeute nicht notwendig eine Indienstnahme für dessen Interessen, sondern ermögliche vielmehr konkrete eigene Interessenvertretung am Thron (S. 155). Dies heißt etwa für Widukind, dass das »ottonische Königtum weder vor einem fränkischen noch vor einem sächsischen Forum legitimationsbedürftig [war]; was Widukind zu legitimieren hat, ist vielmehr ein spezifisch sächsischer Anspruch, den er gegenüber dem neuen Königtum erhebt.« (S. 157). Und für Wipo, für den Memorialverpflichtung ein wesentliches Motiv des Schreibens bedeute, sei es selbstverständlich, dass der König durch Einsetzung und Salbung zum *christus Domini* und *vicarius Christi* werde; »worauf es ihm ankommt, ist, daß sich der Herrscher entsprechend verhält.« (S. 158) Weitergehende Deutungen lehnt Körntgen ab: Zwar ließen sich etwa Thietmars Darstellungen von der göttlichen Einsetzung des Königtums für die Herrschaftsstabilisierung nutzen; dass dies jedoch tatsächlich intensiv und epochentypisch vom ottonischen Königtum auch gemacht worden sei, dafür böten die untersuchten Quellen keinen Beleg (S. 160). Im zweiten Hauptteil – Gottesnähe und Memoria. Zu Kontext und Bedeutung der ottonisch-frühsalischen Herrscherbilder (S. 161–445) – untersucht der Verfasser den unmittelbaren Anlass ikonographischer Darstellungen von Herrschern in Codices, ob es dabei unmittelbare, vom »Memorialkontext unabhängige politische Bezüge aufweist« (S. 177) bzw. inwieweit politische und religiös-politische Ansprüche gegeneinander abgegrenzt oder aufeinander bezogen werden können und wie die durch die Bilder vermittelte Gottesnähe in die Memoria als »soziale und religiöse Praxis eingebettet ist« (ebd.). Dazu werden u.a. der Liuthar-Codex, das Regensburger Sakramentar und das Bamberger Perikopenbuch Heinrichs II. untersucht, ebenso das Speyerer Evangeliar (El Escorial, Cod. Vitras 17), und in einem weiteren Schritt die Bedeutung der Fürbitte für den König herausgearbeitet bzw. insgesamt die heilsame Nähe des Königs zu Gott. Ferner werden liturgischer, technischer und sozialer Kontext sowie eine Verschränkung dieser Bereiche (Stiftung, Repräsentation, Politik) behandelt. Abschließend (Ergebnisse und Ausblick, S. 447–457) resümiert Körntgen das Verhältnis von Königtum und Adel »nicht als Antagonismus, sondern als Interaktion« mit erkennbaren Regeln; die ottonisch-frühsalischen Herrscherbilder seien nicht im Sinne einer sakralen Prerogative zu verstehen, sondern als »Moment der kommunikativen Praxis« (S. 447). Politische Bedeutung von Herrscherdarstellungen im liturgischen Zusammenhang sei »nicht von der heilsmittelnden und sozial integrierenden Bedeutung von Liturgie und Memoria zu trennen« (ebd.). Was bedeutet, dass es diesen Bildern nicht in erster Linie um Vermittlung eines politischen bzw. propagandistischen Inhaltes geht, sondern um Nähe zu Gott (mit indi-

viduellen Wünschen und Problemen). Auch die zeitgenössische Geschichtsschreibung habe nicht das Anliegen, königliche Gottesnähe als politischen Anspruch zu behaupten. Insgesamt erzielen sakrale Vorstellungen zwar auch eine politische Wirkung, aber erst durch die Grundlage sozialer Kommunikation bzw. liturgischer Begleitung. Das Buch wird beschlossen durch ein Personen-, Orts- und Sachregister, ein Verzeichnis der zitierten Handschriften und Objekte und praktischerweise durch Abbildungen der im Text besprochenen ikonographischen Darstellungen.

Wie ist Körntgens Arbeit nun einzuschätzen? Mag man die Gewichtung der Memoria durch den Verfasser gelegentlich für zu stark halten, so steht doch fest, dass eine vornehmlich in politischen und juristischen (also modernen, weil Geistliches und Weltliches nicht trennenden) Denkmustern verhaftete Fragestellung den Blick auf die Einbindung des Königtums in die allgemeine religiöse Vorstellungswelt jener Zeit versperrt (S. 27). Und innerhalb dieser Vorstellungswelt wirkt das sakrale Königtum wirklich als weniger »besonders«, als man es lange ansah. Bezüglich der Auswahl der Quellen wäre zu überlegen, ob man die urkundliche Überlieferung, die unmittelbaren Selbstzeugnisse der Herrscher, nicht wenigstens ergänzend in die Auswertung hätte mit einbeziehen können. Mit der Unterstellung eines notwendigen »Paradigmenwechsels« – manchmal hätten es auch weniger Fremdwörter getan – in Bezug auf die Auswertung der Quellen (Bedeutung etwa der *Causa scribendi* bzw. die sachbezogene Funktion der Texte) scheint Körntgen offene Türen einzurennen. Dies ist aber keineswegs der Fall, und fast ist man versucht zu sagen: Leider (bei seiner Edition von Hrabanus Maurus, *Institutio clericorum*, also ebenfalls eines frühmittelalterlichen Textes, stieß der Verfasser dieser Rezension auf genau das gleiche Problem). *Causa scribendi* ist tatsächlich in einem viel umfassenderen, direkteren – einem Mittelalter-Historiker wird man den unerlaubten Komparativ verzeihen – und »pragmatischeren« Sinn zu verstehen, als bisher oft gesehen. Die Erkenntnis dessen samt entsprechender Umsetzung ist sicherlich auch ein Verdienst von Körntgens Arbeit.

Detlev Zimpel

WERNER GÖTTLER: *Jakobus und die Stadt. Luzern am Weg nach Santiago de Compostela* (Luzerner Historische Veröffentlichungen, Bd. 35). Basel: Schwabe & Co 2001. 223 S., zahlr. Abb. Geb. € 33,50.

Aus der mittlerweile kaum mehr überschaubaren Flut fachlicher und belletristischer Literatur zum Jakobuskult und der Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela ragt die vorliegende Publikation bereits inhaltlich markant heraus. Bei ihr geht es um den Jakobuskult im städtischen Umfeld, genauer: um Luzern als Fallbeispiel, die Bezüge der Stadt zur Pilgerfahrt und ihrer Organisation. Der Autor kommt aus der Praxis, d.h. am Beginn seiner Beschäftigung mit dem Thema stand eine selbst unternommene Pilgerreise von Luzern nach Santiago. Die Summe seiner Materialsammlung und der daraus resultierenden Forschungen stellt diese Untersuchung dar, die die Bedeutung Luzerns für den Jakobuskult in die größeren Zusammenhänge der Kultgeschichte und Santiogofahrt einordnen lässt.

Ausgehend von den gediegenen Ergebnissen der Altstraßen- und Verkehrsforschung in der Schweiz klärt Göttler zunächst die Verkehrssituation für das Spätmittelalter, um sich damit den zeitgenössischen Wegen der Pilger zu nähern. Bekanntlich lag Luzern an einer bedeutenden Fernverbindung, die nach Nordosten über Einsiedeln zum Bodensee führte und nach Südwesten über Bern, Lausanne und Genf in Richtung Rhôneal. Zahlreiche Reisebeschreibungen von Pilgern kennen seit dem 15. Jahrhundert diesen Weg, der als so genannte »Oberstraße« (H. König von Vach) auch die Bedeutung Luzerns als Pilgerstation hervorhebt.

Göttler macht uns ausführlich mit zahlreichen Pilgern des 15. bis 18. Jahrhunderts bekannt, die nachweislich über Luzern auf dem Weg zum bzw. vom hl. Jakobus unterwegs waren, darunter etwa der berühmte Hermann König von Vach (1495). Es handelt sich hier um eine beeindruckende Ausbreitung prosopographischer Daten, die sowohl beispielhaft zur Individualisierung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pilgerverkehrs beiträgt, als auch das zeitgenössische Luzerner Umfeld historisch profiliert.

Die örtliche Jakobusverehrung wird anhand der zahlreichen Jakobuspatrozinien, -reliquien und -bruderschaften deutlich, die in Luzern und Umgebung tatsächlich einen intensiven Jakobuskult greifen lassen: Auch der unmittelbare Bezug der Jakobusbruderschaften zur Pilgerfahrt nach San-